



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

daß auch die dadurch geschützten Gebiete im Kriegsfall durch Sicherung der Fortführung ihrer friedlichen Entwicklung bedeutend gewinnen würden.

Daß diese Ideen nicht sofort am morgenden Tag in die Tat umgesetzt werden dürften, wurde schon gesagt. Noch sind unsere fraglichen Kolonialgebiete und die erwähnten Länder am Stillen und Indischen Ozean nicht soweit in ihrer Entwicklung vorgeschritten und noch ist die Frage der Sicherung unseres Besitzes auf der östlichen Halbkugel nicht so brennend geworden, daß nicht andere Forderungen des nationalen Wehrwesens dringlicher sind, es ist auch falsch, auf einmal allzuviel unternehmen zu wollen, denn es führt zur Zersplitterung der verfügbaren Kräfte und man ist schließlich an keiner Stelle stark.

Zu entscheiden, wann die angedeuteten oder ähnliche Projekte zur Ausführung kommen sollen, ist Sache der verantwortlichen Stellen. w. f.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Sprache

Sophus Hochfeld: „Das Künstlerische in der Sprache Schopenhauers.“ (Johann Ambrosius Barth, Leipzig 1912. N. 5.)

Simmel sagt einmal: „Philosophie ist ein Temperament, gesehen durch ein Weltbild.“ Nun taugt diese Brille nicht für jedermanns Augen. Trotz ehrlicher Bemühungen auf beiden Seiten ist es noch nie gelungen und wird es nie gelingen, Philosophie in den Kulturbesitz des Volkes überzuführen. Es ist nicht die Wissenschaft, die dabei verliert. Aber so gewiß die Philosophie zum wesentlichen Bestande jeder Kultur gehört, ist das Volk in seinem Anteil an dieser Kultur verkürzt, wenn ihm der philosophische Geist seiner Zeit völlig fremd bleibt. Was ist da zu tun? Wir müssen uns begnügen, aus der Kultur des Volkes, als seinem dauernden Besitz, alles Inhaltliche, Problematische der Philosophie auszuschneiden und sie nur nach dem formalen Gesetz ihrer Bildung mitzuteilen, also gleichsam die physische Struktur des wissenschaftlichen Gehirns statt einer Psychologie der Wissenschaft selbst zu geben. Nicht die Summe der Erfahrung gilt es populär zu machen, sondern das Ausmaß des Geistes, das nötig war, diese Summe zu begreifen. Und wäre der Erfolg auch nur eine bescheidene Korrektur der extremen Werturteile, deren sich

die halbverstandene, d. h. also die weniger als gar nicht verstandene Wissenschaft im gemeinen Kopfe erfreut, der zwischen einer „gefunden“ (lies: faulen) Stepsis und der Begeisterung schwankt, daß wir es „so herrlich weit gebracht.“

Als einen neuen Schritt auf diesem Wege begrüße ich die vorliegende Schrift von Sophus Hochfeld. Vor keinem anderen Philosophen als Schopenhauer wird es uns so klar, daß nach Abzug des inhaltlichen Weltbildes als ungelöster Rest ein Temperament verbleibt, also ein Boden, der jedem vertraut ist. Dieses Temperament Schopenhauers in seiner stilistischen Spiegelung macht sich Hochfeld zur Aufgabe und gibt damit für jeden nicht fachphilosophisch Interessierten ein ebenso eigenartiges wie ansprechendes Bild seines zeitlosen Wertes. Mit großem Fleiß und sicherer Beherrschung des weitverstreuten Materials sind hier die künstlerischen Elemente seiner Sprache zusammengetragen und in einem umfangreichen Anhang übersichtlich klassifiziert. (Bei den Schimpf- und Fremdwörtern ist leider von der sonst sorgfältig durchgeführten Stellenangabe abgesehen worden; was aber schließlich nur der Fachmann bedauert.) Die vorausgehende systematische Untersuchung leitet eine sehr glückliche, historische Einordnung Schopenhauers in die literarische Entwicklung

der Philosophie ein. Seine Erneuerung des philosophischen Stils erscheint hier als die Reaktion gegen das mytische Halbdunkel, in dem sich der romantische Geist gefiel. Der Hauptteil selbst zerfällt in zwei Abschnitte. Einmal wird Schopenhauer vor die eigenen Stilsforderungen gestellt, die er zu wiederholten Malen und mit der ihm eigentümlichen Wendung gegen zeitgenössische Unarten der „Lohnschreiber“ eingehend behandelt hat. Sodann unterzieht Hochfeld die Schopenhauersche Sprache einer „ergänzenden Betrachtung“, die ihre künstlerische Qualität nach Gesichtspunkten erweist, von denen sich Schopenhauer noch keine Rechenschaft gegeben hat. An dieser Stelle leistet Hochfeld das Wertvollste seiner Arbeit. Von besonderem Interesse ist der Nachweis der rhythmischen Bewegung in Schopenhauers Prosa, die Untersuchung seiner Periode und die Ausdehnung des „Künstlerischen“ auf die gesamte Komposition seines Hauptwerkes. Hochfelds Darlegungen sind überall von einer schönen Wärme für seinen Gegenstand getragen, was sich nicht zuletzt darin ausdrückt, daß er selbst seinen Stil an Schopenhauer zu bilden mit Erfolg bemüht ist. Zwei Beispiele für viele. Nachdem er Schopenhauers tief sinnige Antwort auf die Frage nach seinem Grabe: „Es ist einerlei. Sie werden mich finden“ angeführt hat, sagt er (S. 51): „Ich glaube, jedes Lesers Blick ruht eine Weile auf dieser Zeile, bevor er sich entschließt, weiter zu eilen.“ Oder er bezeichnet eine der typischen, alliterierenden Gehässigkeiten Schopenhauers gegen seine Widersacher mit dem treffenden Wort (S. 87): „Er nimmt sie zwischen die Zähne.“

Diese tüchtige Arbeit hätte aber verdient, dadurch über das Niveau einer relativ begrenzten Fachstudie erhoben zu werden, daß Hochfeld seinen konkreten Ausführungen eine grundsätzliche Erörterung vorangestellt hätte, ob, beziehungsweise wie weit das Künstlerische in der wissenschaftlichen Sprache berechtigt ist. Daß Hochfeld von dieser Berechtigung überzeugt ist, genügt nicht, auch wenn wir von seiner Darstellung den Eindruck davontragen, als sei er wohl befähigt, uns einen Beweis dafür zu erbringen. Die Frage wird wohl als solche erkannt, aber nicht klar entschieden, vielleicht in allzu gewissenhafter Anlehnung

an Schopenhauer, der selbst nicht eindeutig dazu Stellung genommen hat, wofür Hochfeld zehn verschiedene Belege bringt. Aus dieser fundamentalen Unklarheit geht der Widerspruch hervor, daß Hochfeld nach der ganzen Tendenz seines Buches in der liebevollen künstlerischen Durchbildung der Sprache einen Vorzug der Schopenhauerschen Philosophie sieht und doch in der Einleitung (S. VI) die teilweise, inhaltliche Überholung Schopenhauers und verwandter Dichterphilosophen damit erklärt, „daß hier um der Liebe willen zur Sprache allein an einem Irrtum festgehalten wurde, ja: vielleicht erst der Irrtum möglich war.“ Ebenso nennt er einmal (S. 4) Schopenhauer „zunächst und vor allem Philosoph“, während es bereits S. 11 heißt: „Mehr aber war er Dichter als Philosoph.“ Diese Behauptung ist nun, wenn sie auch auf ein (einziges) Selbstzeugnis Schopenhauers zurückgeht, entschieden falsch. Daß er, seinem Schwerpunkt nach, noch ganz im philosophischen Gebiet wurzelt, wäre sofort klar geworden, wenn Hochfeld an seinem Gegensatz zu Nietzsche (wenn bei diesem historisch auch noch so sehr eine Abhängigkeit vorliegt) die Grenzlinie entwickelt hätte, auf der Philosophie zur Dichtung wird. Begründet erscheint mir ihre Verwischung in der Zweideutigkeit von „Objektivität“, die Hochfeld, nach dem Vorgang Schopenhauers, als ersten Vorzug seines Stiles erkennt. Wissenschaftliche Objektivität ist nicht Gegenständlichkeit des Gedachten, sondern Gegenständlichkeit des Denkens. Sie enthält keine Bestimmung vom Stoff (wie in der Kunst), sondern von der Form her. Sehr richtig sagt daher Schopenhauer: „Alle großen Köpfe haben stets in Gegenwart der Anschauung gedacht,“ nicht in und mit der Anschauung selbst. Es ist nur eine Folge davon, wenn Hochfeld in das „Künstlerische“ der Sprache Elemente aufnimmt, die, rein inhaltlich qualifiziert, darin nichts zu suchen haben. „Gedankenreichtum“ ist ebensowenig eine künstlerische Tat, wie die Beziehung philosophischer Gedankengänge auf fachwissenschaftliche Analogien (Anhang XI, besonders 12, 16, 23) als Vergleich im künstlerischen, anschaulichen Sinne gelten kann.

Daß die Vernachlässigung einer so theoretischen, weit ausholenden Grundlegung das

Hochfeldsche Buch lesbarer gemacht hat, wird hoffentlich seiner Verbreitung in weitere Kreise förderlich sein.

Ric von Carlowitz in Dresden

Von Fritz Mauthners „Beiträgen zu einer Kritik der Sprache“ ist der 2. Band „Zur Sprachwissenschaft“ bei Cotta in zweiter Auflage erschienen. Die lebhaft polemisierende Einleitung ist fortgefallen. Der Verfasser begnügt sich, mit Freude zu beobachten, „wie die eigenen Gedanken in fremden und wissenschaftlich guten Köpfen weiterarbeiten“. Inzwischen ist Mauthners „Wörterbuch der Philosophie“ erschienen, und auch den letzten Zweiflern an Mauthners Wissenschaftlichkeit werden nun die Augen aufgegangen sein. Danach ist es eine Undankbarkeit, Mauthner noch länger totschweigen oder verächtlich behandeln zu wollen; vielleicht wird er allerdings im Lager der positivistischen Philosophen eher Schule machen, als bei den Sprachforschern; auf die Dauer wird ihm aber auch hier die gebührende Anerkennung nicht versagt werden können. Was tut es, daß vieles von Mauthners Anregungen schon anderswo zu finden ist, daß er namentlich einen keckerischen Grundgedanken mit Kretschmer gemein hat: „Die Spracheinheit liegt nicht am Anfang der Sprachentwicklung, sondern an ihrem Ende!“ Es ist doch wohl etwas anderes, ob man hier und da seinen Zweifeln an den geläufigen Hypothesen Raum gibt, oder ob man diese Hypothesen überhaupt wegräumt und möglichst voraussetzungslos von vorne anfängt. Immer wieder wird kühnen Neuerern entgegen gehalten: Das war schon einmal! Gerade von diesem Satz ist Mauthner mit Goethe, Wilhelm Busch u. a. aufs tiefste überzeugt:

Gebraucht sind die Gedankensachen

Schon alle, seit die Welt besteht.

Ein Beispiel liegt in der Luft: Tausende von Pädagogen behaupten, die „Arbeitschule“ sei nichts Neues und glauben sie deshalb ablehnen zu dürfen. Und auch hier ist es gerade einer der Hauptvertreter der neuen Richtung, Kerschensteiner, der nicht müde wird, das Alter des Prinzips der Arbeitschule zu betonen. Was ist denn das Neue? Festzustellen, daß unter einem Wust von Kleinram der große Gedanke verloren gegangen ist, und zu wirken,

daß er als beherrschendes Prinzip zu seinem Rechte kommt. Genau so Mauthner: er ist z. B. nicht der erste Skeptiker der Indogermanen-Hypothese, betont vielmehr ausdrücklich, daß ältere Gelehrte, wie Bopp und Schleicher, indogermanisches Urbolt und indogermanische Ursprache nur als Hilfskonstruktion betrachteten, daß diese Vorsicht aber verloren gegangen ist und von der neueren Sprachwissenschaft die wissenschaftliche Hypothese als historische Realität genommen wird. Nun kommt es ihm darauf an, den ganzen Hypothesenschwall einmal völlig beiseite zu lassen und die Geschichte der jetzt übersehbaren Sprachen und die Verkürzung der Sprachgeschichte in dem Sprechenlernen des Kindes zu befragen.

In einzelne zu gehen, ist hier nicht der Ort, zumal die zweite Auflage nicht stark verändert ist. Jedenfalls glaube ich, Mauthners Kritik der Sprachwissenschaft und sein Versuch, eine rein positivistische Sprachbetrachtung zu schaffen, ist von der größten Bedeutung für Sprachwissenschaft und Erkenntnistheorie. Fritz Tychow in Einbeck

Zur Reform unserer Rechtschreibung.

Daß die Rechtschreibung eines Sprachgebietes normalisiert wird, ist ein rein wirtschaftliches Erfordernis, denn Ungleichmäßigkeiten erfordern vom Lesenden mehr Zeit und Aufmerksamkeit und machen den Schreibenden in der Fixierung seiner Laute unsicher. Daß ein damit als notwendig erwiesener Normaltypus stets, auch bei sogenannter phonetischer Schreibung, auf Konvention beruhen wird, liegt in der Natur der Sache und kann leicht eingesehen werden. Aber müssen wir des halb auch gleich zu einer vom Natürlichen sehr stark abweichenden und daher sehr schwer erlernbaren Konvention greifen beziehungsweise an einer solchen festhalten? Wirtschaftlicher, und das gibt wie gesagt den Ausschlag, dürfte jedenfalls diejenige sein, die dem Natürlichen am nächsten kommt und deren Erlernbarkeit und Beherrschung den geringsten Aufwand an geistiger Kraft verlangt. Dieses Haupterfordernis nun erfüllt, wie D. Rosog (Unsere Rechtschreibung und die Notwendigkeit ihrer gründlichen Reform, Säemann-Schriften für Erziehung und Unter-

richt, Heft 1, Teubner, 1912) nachweist, unsere gegenwärtige Rechtschreibung nicht. Das amtliche Regel- und Wörterverzeichnis schreibt als Hauptregel vor: „Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Aussprache hört, durch das ihm zukommende Zeichen.“ Nach dieser Regel stellt Kosog allein 63 (!) verschiedene Möglichkeiten für die Fixierung des aus nur vier Lauten bestehenden Wortes „Fuchs“ auf — und ein vernünftiger Grund, weshalb 62 von diesen Möglichkeiten falsch sein sollen und nur die eine richtig, ist beim besten Willen nicht einzusehen. Bedenkliche Inkonssequenzen ergeben sich auch, wie jeder Lehrer weiß, durch die amtlichen Regeln über Schärfung, Dehnung (vier Möglichkeiten!); und das „richtige“ Setzen von großen und kleinen Anfangsbuchstaben ist so schwierig, daß Kosog selbst ein 37 Druckzeilen langes Diktat über diese Regeln mit 4 Fehlern schrieb, während bei 80 Lehrern der Durchschnitt 13, bei 10 Herren mit akademischer Vorbildung $20\frac{1}{2}$, bei 2 Subalternbeamten $23\frac{1}{2}$ Fehler betrug. Diese und andere vom Verfasser angeführten Tatsachen lassen deutlich erkennen, welche enormen und sinnlosen Anforderungen wir an unsere Schulkinder stellen. Wir müssen also durchaus einen Normaltypus schaffen, der leichter zu lernen und zu beherrschen ist; die Kraft- und Zeitersparnis, die dadurch nicht nur im Bereich der Schule, sondern auf allen Gebieten, wo schriftliche Mitteilung eine Rolle spielt (Buchhandel, Behörden usw.), erzielt werden würde, ist geradezu ungeheuer. Auch die Reformvorschlüge, die Kosog einstweilen zur Erörterung stellt, sind durchaus der Beachtung wert. Ein rein phonetisches System hält er mit Recht vorläufig für nicht durchführbar. Dagegen verlangt er die Ausmerzung doppelt vertretener Buchstaben, wie des c (für z), des qu (für kw), des z und des v (für f). Die Dehnungszeichen könnten, wie schon Weinhold, Bäckernagel u. a. wollten, überhaupt wegfallen, dafür wären die Schärfungszeichen überall folgerecht durchzuführen. Ferner müssen die Regeln über große und kleine Anfangsbuchstaben vereinfacht werden. Doch geht der Verfasser meiner Meinung nach zu weit, wenn er vorschlägt, die Großschreibung auf Satzanfänge und Eigennamen zu beschränken.

Ich weiß sehr wohl, daß das in Philologenkreisen auch im Druck schon vielfach üblich ist, gebe auch ohne weiteres zu, daß nicht immer mit Sicherheit zu entscheiden ist, wo ein Hauptwort vorliegt und wo nicht, und daß ästhetische Gegenstände nicht ausschlaggebend zu sein brauchen. Aber solange nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen ist, daß die großen Buchstaben wirklich kein schnelleres und leichteres Lesen ermöglichen, scheint es mir bedenklich, diesen vielleicht doch existierenden Vorteil für den der Zeitersparnis beim Erlernen der Großschreibung fahren zu lassen. Dagegen vermiße ich die Forderung größerer Konsequenz in der Schreibung eingebürgerter Fremdwörter. Warum soll ich Cousine schreiben aber Kognak, warum Coupon aber Kulisse, warum Chor aber Kartause, wozu die Widersinnigkeit, auf ein deutsches e einen Akzent zu setzen wie in Charité oder Coupé, und wozu müssen unsere Kinder Bureau oder Telephon lernen, wenn sie überall Büro oder Telefon lesen können?

Dr. R. Schacht in Charlottenburg

Tagesfragen

Monismus und Sozialdemokratie. Das Streben nach Einheit ist im innersten Wesen des Menschen begründet. Es wird ausgelöst durch das Bewußtsein der widerspruchsvollen Mannigfaltigkeit in den Erscheinungen der Wirklichkeit. Der moderne Monist sucht die Widersprüche durch die wissenschaftliche Erkenntnis, durch die Erkenntnis der ursächlichen Bedingtheit aller Erscheinungen auszugleichen und durch ein ästhetisches Betrachten der Welt, wobei alles einzelne als Teil eines großen harmonischen Zusammenhangs aufgefaßt wird. Der Gesunde und Wohlhabende mag sich mit einer wissenschaftlichen und künstlerischen Einheit der Welt zufriedengeben. Dem Kranken aber, dem die Schönheit der Welt verschlossen ist, und dem Armen, der von früh bis abends um das tägliche Brot kämpfen muß, und der keine Zeit hat zum Genießen, wird das Bewußtsein nicht genügen, daß das Elend seines Lebens durch eine Reihe von Ursachen bedingt ist, wie Abstammung, Vererbung, soziale Niederrung unseres Staates und ähnliches, und daß gerade ihm in dem großartigen Drama

des Lebens eine so traurige Rolle zufallen mußte. Der Mensch will nicht nur Erkenntnis, er hat auch Bedürfnisse und fordert die Erfüllung seines Wollens. Für die einen wird die Spannung von Wunsch und Wirklichkeit durch die Religion ausgeglichen. Wer Religion nicht hat, für den bestehen zwei Möglichkeiten: entweder er ist reich und satt, und er kann infolgedessen mit dem Leben und der Wirklichkeit zufrieden sein — der moderne Monist; oder er ist arm, und sein höchstes und einziges Ziel ist der Umsturz unserer Gesellschaftsordnung — der moderne Sozialdemokrat. Selbstverständlich streben auch religiöse Naturen auf Verbesserung sozialer Verhältnisse hin, und dies gilt besonders für das tatkräftige Christentum mit seiner gestaltend ins Leben hineingreifenden Macht. Aber wenn die religiösen Regungen ertötet sind, dann ist der soziale Umsturz das einzige Ziel, das dem Leben des Enterbten seinen Inhalt gibt. Darum bekämpft die Sozialdemokratie — in der Praxis wenigstens — Religion und Religiosität. Darum, nur darum steht sie der monistischen Bewegung unserer Zeit günstig gegenüber: hier wird die Religion mit einem Schein von Wissenschaftlichkeit untergraben, und am Gläubigen scheint der Makel der Zurückgebliebenheit zu haften. Die Führer der Sozialdemokratie sind zu sehr Realpolitiker, um nicht zu sehen, daß die positiven Ziele des Monismus allgemein menschliche Ziele sind, denen gläubige Kirchenchristen ebenso nachstreben. Das gilt von Wissenschaft und Kunst ebenso wie von sozialer Tätigkeit, von starker Lebensfreude und heroisch sich aufopferndem Idealismus.

Daß jede geistige Bewegung erst durch Organisation stark und von weitesttragender Bedeutung wird, das ist ein Gedanke, der unserer Zeit vertraut ist. Die religiösen Bestrebungen sind nun in der Kirche organisiert. Wenn hierbei individuelle Freiheiten bisweilen eingeschränkt werden, so hat dies die Kirche mit jeder anderen Organisation gemein. Wie alles Irdische ist auch die Kirche nicht vollkommen; sie hat eine Geschichte, die reich an großen Taten, aber auch an finsternen Zeiten ist. Aber das gilt ebenso von anderen alten Organisationen, wie z. B. vom Staate. Die Monisten verdammen die Kirche wegen

ihrer Geschichte; aber die Sozialdemokraten sind nur konsequenter, wenn sie auch unsere Gesellschaftsordnung verurteilen.

Wenn es nun den Monisten und denen, die ihnen in ihren Gedanken verwandt sind, gelänge, die Kirche aufzulösen, die Folge würden Neuorganisationen der religiösen Bestrebungen sein; es würden zahlreiche Sekten entstehen, wie dies die amerikanischen Verhältnisse deutlich zeigen. Dem Monismus und seiner Forderung einer allgemeinen rein wissenschaftlich-ästhetischen Weltanschauung wäre damit nicht gedient. Die Erscheinungen aber der Religiosität, wie sie in den Sekten zum Ausdruck kommen, würden den sozialdemokratischen Führern viel mehr Angriffsflächen bieten, ihr Kampf gegen die Religion würde ihnen erleichtert, und das wäre ein bedeutender Fortschritt im Streben nach ihrem Ziel.

Daß andererseits die Kirche, wie sie heute ist, reformbedürftig ist, darüber sind sich wohl die meisten einig. Ob eine Reform im Sinne Rathos und Traubs jedoch der richtige Weg ist, das scheint mir aber zweifelhaft zu sein.

Walthor Moog in Leipzig

Ausländische Literatur

Miguel de Cervantes: „Des scharfsinnigen Junkers Don Quixote Leben und Rittertaten.“ Übersetzt und neu bearbeitet durch **Wolfgang Sorge**. Bei Wilhelm Borngräber, Verlag Neues Leben. Wenn auch des „Caballero de la triste figura“ seltsame Abenteuer längst heimisch geworden sind in der deutschen Literatur, ist doch jede neue Übersetzung derselben (wofern sie gut ist) eine Bereicherung unseres Bücherchazes. Denn es gibt in der gesamten Weltliteratur kaum einen Roman ähnlicher Art, dessen Stoff gerade den Germanen sympathischer berührte als der des Don Quixote, dieses berühmtesten Werkes des großen Spaniers Cervantes.

Heine, in seiner Vorrede zur Luxusausgabe des Don Quixote, rühmt ihm alle Vorzüge eines wahren Volksbuches nach. Doch steht seiner Verbreitung in die weitesten Schichten seine große Länge wohl etwas im Wege. Die oben angezeigte Neubearbeitung des spanischen Werkes durch Wolfgang Sorge sucht hier

Wandel zu schaffen, indem sie in einem einzigen stattlichen Bande das Leben und die Taten des scharfsinnigen Junkers wiedergibt.

Allerdings mußte manch schönes Kapitel des ursprünglichen Don Quixote diesem Ziele zum Opfer fallen. Alle die mitunter so anmutigen Geschichten von seltsamen Menschen- und Tiergeschickalen, die Cervantes dem Kranz der Abenteuer eingeflochten hat, mußten gestrichen werden. Sehr häufig sind die interessanten Zwiegespräche Don Quixotes mit seinem Knappen, die an sich einen Hauptwert des spanischen Buches darstellen, in indirekter Rede wiedergegeben. Was von den eingestreuten poetischen Ergüssen beibehalten wurde, zeigt eine bessere und frischere Übersetzung, als in anderen Bearbeitungen. Die durch die Kürzung entstandenen Lücken sind geschickt überbrückt. Die Sprache ist flott, volkstümlich und in enger Fühlung mit dem spanischen Texte, ohne den Eindruck der Übersetzung zu übermitteln. Alles in allem kann man sagen, daß bei dieser Bearbeitung bloß der äußere Rahmen des Stoffes geschmälert wurde, der innere Gehalt aber im wesentlichen unangefastet blieb.

Der dem Grundton des Don Quixote mit Geschick angepaßten Vorrede von Paul Friedrich ist eine Biographie des genialen Dichters Cervantes angegliedert. Die berühmten Doréschen Illustrationen vervollständigen das Buch.

So entstand durch das Zusammenwirken eines geschickten Übersetzers und eines kunstfertigen Verlegers ein Werk, das sich den bereits im gleichen Verlag erschienenen Neubearbeitungen anderer alten Literaturwerke

würdig anreihet, und dem man die weiteste Verbreitung wünschen möchte.

M. Dangelmayr in Charlottenburg

Zwei Veröffentlichungen in der vom Insel-Verlag, Leipzig, veranstalteten „Bibliothek der Romane“ (Preis eleg. geb. je 3 M.) verdienen kurze Hervorhebung: die Übersetzung des „Papageienbuches“ (Tuti = Nameh) aus der türkischen Fassung, und Thackerays Roman „Henry Esmond“, des britischen Realisten und Humoristen kulturhistorische Darstellung der Königin Anna-Zeit. Was auch den deutschen Leser bei der Geschichte Henry Esmonds fesselt, ist die Unabhängigkeit des Urteils, das der Erzähler mit seiner genauen Kenntnis verband, und wir werden uns vermutlich noch gedulden müssen, bis hierzulande jemand aufsteht, der schon entlegenerer Abschnitte unserer Vergangenheit schärfer zu durchdringen und dann wieder zu komponieren unternimmt. — Georg Rosens Verdeutschung des Tuti = Nameh, einer Novellenfolge in Rahmenfassung nach Art von 1001 Nacht, erschien 1858 und ist der weitest ansprechendste Versuch geblieben, dieses orientalische Werk unserem Geschmack zu erschließen. Farbige und meist genügend pointierte, liefern diese Bilder aus dem Leben und Fühlen südöstlicher Nationen mancherlei interessante Streiflichter. Im angenehmen Gegensatz zur windigen Art einer Reihe heutiger Neuausgaben wird zum Schluß Georg Rosen dem Leser durch eine gute biographische Skizze wieder nahegebracht. Das dort Gesagte dient auch dem besseren Verständnis des Buches selbst.

C. U.



Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Friedenau bei Berlin, Hedwigstr. 1a.

Berufsprecher der Schriftleitung: Amt Umland 3680, des Verlags: Amt Lützow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.